

## Die lachende Welt Humor der Nationen im Spiegel der Anekdote

Heitere Völkerschau, zusammengestellt von Friedrich Steiner

Vielleicht gibt es keinen besseren Maßstab für das Lebensgefühl eines Menschen, als seine Einstellung zum Humor. Denn die spezielle Art wie der Einzelne, wie aber auch ganze Völker auf die komischen Elemente ihrer Umwelt reagieren, kennzeichnet nicht nur ihr eigenes Wesen, sondern bestimmt auch ihre Lebensweisheit. So können wir also die verschiedenen Erzeugnisse: den Witz, die Anekdote, den Aphorismus oder die pointierte Kurzgeschichte gewissermaßen als das Spiegelbild der Nationen betrachten. Wenn wir im weiteren Verlauf uns mit den humoristischen Produkten der einzelnen Völker vertraut machen, werden wir erkennen, daß eigentlich jedes Volk den seinem Naturell entsprechenden Humor besitzt.

So treffen wir bei dem wortreichen Orientalen, angepaßt seiner gemütvollen Erzählerart, eine andere Art des Humors als beim Franzosen, der wendig, grazios, ironisch und lebenswürdig boshaft sich in seinen Lebensanschauungen offenbart. Die bestimmende Art des deutschen Lebensgefühls wiederum erzeugte eine mehr gefühlbetonte Note des Humors. Der konventionelle Engländer, formgebunden, abgemessen und nüchtern, verblüfft durch einen gewissen spinnischen trockenen Humor, der sich im irischen Witz bis ins Groteske steigert. Die naiv wirkende und geistfernere Art amerikanischen Humors zeigt sich uns am trefflichsten in der bildhaften Gestaltung der amerikanischen Filmkarotelle, während philosophisch veranlagte Völker, wie Japaner und Chinesen auch in ihrem Humor ihre nachdenkliche Art zur Geltung bringen. Bei aller Differenziertheit, die der Humor der einzelnen Völker zeigt, begegnen uns doch immer wieder die gleichen Motive als Zielscheibe witziger oder gutmütig-ironischer Auslassungen: ähnlich wie auf dem Theater, im Schwank und in der Posse, immer wieder die gleichen Typen unseres Lachmuskels in Bewegung setzen, so treten uns im Volkshumor die ewig gleichbleibenden Figuren entgegen: der Geizhals, der Autoritätsüchtige, die Verliebten, die Feigen, kurzum, in der Witzfigur präsentieren sich uns die menschlichen Schwächen in heiterer Personifikation. Trotz dieser gleichbleibenden Motive ist es die besondere Tönung, die Ausprägung einer längst bekannten Situation, die unsere Lachmuskeln in Bewegung setzt, um in uns für einen Augenblick das sorgenfreie Gefühl des Lachens zu erzeugen. Chamfort, der geistreiche und nachdenkliche Spötter aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts hat das kluge Wort geprägt: „Der verlorenste aller Tage ist der, an dem man nicht gelacht hat.“

Einige kleine Kostproben, ausgewählt vom Völkertisch des Humors, mögen nun diese heitere Wirkung erzielen:

### Japan:

Kezori, ein junger japanischer Adelige, steht in dem üblen Ruf ein Trunkenbold zu sein. Vergeblich hat der Vater des Kezori, der der

vornehmen Kaste der Samurai angehört, den leichtsinnigen Sohn verwarnt. Und als eines Nachts Kezori wieder im trunkenen Zustand ins Vaterhaus tritt, donnert ihn der alte Samurai an, daß er ihn enterben werde. „Dein Geld hast du durchgebracht, deinen guten Namen und deinen Ruf verloren und jetzt wirst du auch dein letztes verlieren — dieses Haus, wo du aufgewachsen und groß geworden bist . . .“ Kezori richtet sich hoch, sieht den alten Vater aufmerksam an und sagt mit weinschwerer Zunge: „Meinetwegen — was soll ich denn mit einem Haus anfangen, das sich immer im Kreise dreht . . .“

### China:

Kienlung, ein großer Taugenichts, ist zum Tode verurteilt worden. Besorgt eilen seine Verwandten ins Gefängnis, um den Grund der Verurteilung zu erfahren: „Eigentlich bin ich unschuldig“, berichtet der Todeskandidat. Ungläubig schütteln die Verwandten den Kopf. „So hört denn zu — neulich ging ich ruhig meines Weges. In einer Aderstraße sah ich einen Strich liegen, daßt mir, zu irgendetwas wird er wohl gut sein und nahm ihn mit.“

„Aber wegen eines Striches wird hierzulande doch niemand zum Tode verurteilt.“

Der verurteilte Kienlung lächelt erinnerungsvoll: „Es war allerdings noch etwas an dem Strich . . .“

„So sprich doch“, ermahnte ihn der Vater.

„Zwei junge Dohlen hingen daran . . .“

lekte Kienlung leise hinzu.

### Arabien:

Bei einem wohlhabenden Muselman weckte schon viele Tage ein frommer Derwisch zu Gast, der es sich bei der nahrhaften Küche recht wohl sein ließ. Die Frau des Muselmannes wollte aber den gesträubten Gast los sein. Sie drängte ihren Gatten, nun endlich den Derwisch zum Aufbruch zu mahnen.

„Es mag wohl stimmen, was du sagst“, erwiderte nachdenklich der Mann, „aber ich würde mich ewig der Sünde zeihen wollte ich dem frommen Pilger unsere Tür weisen.“

Und wieder verging eine Woche, ohne daß der Mönch Miene machte aufzubrechen. Immer ungeduldiger wurde das Weib des Muselmannes: „Schaff mir endlich den Derwisch vom Hals. Unsere Schränke und Krüge sind leer.“

Diesem wiederholten Drängen konnte der Hausherr sich nicht länger entziehen und so ging er zu seinem anhänglichen Gast, den er eifrig im Gebet verjunkten antraf: „Verzeiht würdiger Bruder, wenn ich euer Andacht störte. Doch komme ich nicht ohne Not zu euch. Denn höret mich an: unser letzter Sammel ist geschlachtet, unsere letzte Grube vergraben, ebenso Pfannen und Datteln. Kein Del ist mehr im Krug und

kein Tropfen Milch. Nur noch ein wenig altes Brot, mit dem dir nicht gedient ist. So nimm unseren Dank für deine beglückende Gegenwart und folge dem Wink Allahs, der deine Schritte zum besten lenken möge.“

„Nun wohl“, gab der Derwisch würdevoll zurück, „weckt mich morgen bei Tagesanbruch, damit ich meine Pilgerreise fortsetze . . .“

Beim ersten Frühstück trat der Muselman an das Lager des Gastes: „Erhebe dich zur Wanderung frommer Pilger, der Gast hat schon geklärt!“

„Was haben meine Ehren eben vernommen? Du hast noch einen S a h n . . .?“ murmelte schlaftrunken der Derwisch, wandte sich um und schlief weiter.

### Türkei:

Nasreddin Godscha, der berühmte türkische Spazmacher, verliebte die Moschee und traf vor dem Eingang auf drei Blinde, die ihn mit vernünftigen Worten um ein Almosen baten.

„Nehmt diesen Asper!“ sagte Nasreddin mit vernehmlicher Stimme, „teilt ihn ehrlich unter euch!“ In Wirklichkeit gab er keinem etwas. Die blinden Bettler, in der Meinung, daß er das Geldstück einem von ihnen in die Hand gedrückt habe, dankten dem großzügigen Spender für die reichliche Gabe und wünschten ihm Allahs Segen.

„Nun laßt uns rasch teilen!“ rief einer der Bettler, als er Nasreddin außer Geh- und Hörweite glaubte. „Du hast den Asper, Gassein, laß ihn wechseln!“ — „Ach? Ich habe nichts bekommen!“ versicherte zornig der Bettler. „Du mußt das Geldstück haben, ich habe doch deutlich gesehen, wie der Fremdling dir etwas zuflackte!“ — „Nein, du hast es, du lägst, du Hundesohn!“

Jetzt mischte sich der dritte Bettler drein und brüllte: „Ihr beiden Ganner spielt mir hier eine Komödie vor, weil ihr den Asper mit mir nicht teilen wollt!“

Da gerieten die beiden in noch größere Wut und alsbald schlugen die drei Blinden mit grimmer List aufeinander los.

Vielleicht hätten sie sich gar noch tolgelüßelt, wenn nicht Nasreddin Godscha unerwartet aufgetaucht und die Streitenden mit den Worten getrennt hätte: „Das nächste Mal müßt ihr euren Augen etwas besser aufmachen und nicht einander verdächtigen, wenn keiner etwas bekommen hat . . .“

Verstärkt durch diese derbe Lehre schlüßen die vermeintlichen Blinden schweigend von dannen.

### Mittelalterliches England:

Geintich der VIII. von England, der in einen schwerwiegenden Konflikt mit Franz I., König von Frankreich, geraten war, befohl den Bischof von Bonner zu sich, er sollte einen sehr groß

geschriebenen Brief am französischen Hofe abgeben.

Nachdem der hohe englische Geistliche das Sendschreiben aufmerksam gelesen, wandte er sich an den König: „Sire, wenn ich diesen Brief abliefern, kann es mich den Kopf kosten . . .“

„Dann laß ich allen Franzosen, die sich in England aufhalten, den Kopf abschlagen!“ brüllte der erzürnte Monarch.

„Zweifellos eine treffliche Maßnahme, Majestät,“ versetzte bedächtig der Kirchenfürst, „nur fürchte ich, daß keiner der abgeschlagenen Köpfe auf meinen Rumpf passen dürfte . . .“

### Napoleonische Zeitalter:

Die Prinzessin Paulina Borghese, die schönste von Napoleons Schwestern, war dafür bekannt, daß sie mit Vorliebe ihren vollendeten Körper von Künstlern in Stein und Erz nachbilden ließ. So sah sie auch dem großen Bildhauer Canova zu einer Aktstatue. Bei Hofe macht man anzügliche Bemerkungen über das höchst freimütige Benehmen der schönen Prinzessin. Und anlässlich eines großen Hoffestes benützt die Marquise d'Etremont die Gelegenheit, um Paulina Borghese öffentlich zu kompromittieren. „Man erzählt, daß Sie für die Künste so

große Zuneigung haben und daß sie sogar diesem Canova in völlig unbekleidetem Zustand Modell sitzen. Wie bringen Sie das nur fertig, meine Liebste?“

Die Prinzessin, den plumpen Angriff mit einem Lächeln auf den Lippen parierend, erwiderte mit schlagfertiger Naivität: „Aber, beste Marquise, ich begreife Ihre Beforgnis nicht — das Atelier ist doch geheizt . . .“

### Schottischer Humor:

Ein Schotte wird von einem Engländer zu einem internationalen Picknick eingeladen. „Es werden Vertreter der wichtigsten Nationen erscheinen und jeder bringt das beste Produkt seines Landes mit,“ meinte der Engländer mit höflichem Gimmels.

Am nächsten Vormittag erschien ein Italiener und brachte einen Korb köstlicher Melonen. Ein Russe schleppte eine Schüssel voll frischem Malasoll-Naviar herein. Ein Franzose brachte eine Flasche Burgunder. Der Schwede präsentierte den mit Recht so berühmten Punsch seines Landes, der Tscheche hatte einige Flaschen Pilsner mitgebracht und der Schotte — seinen Bruder!

## Ein Kulturmensch

Von Panteljejon Romanov

Kirindin, der Rechnungsführer der Guss-eisenfabrik, saß in der Bierhalle mit seinem Freund und schüttete ihm sein Herz aus.

„Warum, sag mal, bitte, sind wir als Staatsorganisation den anderen um tausend Jahre vorausgegangen, aber was unser alltägliches Leben betrifft, sind wir hinter allen zurückgeblieben. Im Auslande, erzählt man, kann man einen Arbeiter einfach nicht erkennen: in Hut und weißen Manschetten spaziert er herum. Und bei uns! . . . So mancher von uns kriegt einen ordentlichen Gehalt, könnte sich's ruhig leisten, sich und die Familie anständig zu kleiden, ein Zimmer, sagen wir, sich sauber einzurichten, ein hübsches Bild an die Wand hängen . . . Aber nein! Nicht darum ist es ihm zu tun. Alles geht bei ihm für Schnaps auf. Wie sie früher als Schmutzfinke lebten — so leben sie auch jetzt. Und was für eine Noßzeit der Sitten! . . . Man soll auf deine Frage irgendwie höflich antworten, oder sagen wir, sich einfach wie ein Kulturmensch vor dir entschuldigen, nein, lieber würden sie sich aufhängen — hol' sie der Teufel! Sie schämen sich einfach, sich vornehmer zu benehmen, sie meinen sich damit zu erniedrigen. Aber betrunken zu sein, in Lumpenkleidern herumzulaulen, das macht ihnen gar nichts aus.“

„Bei uns schaut man nicht darauf“, meinte der Freund.

„Unlängst habe ich über Amerika gelesen, — diese Hundesöhne! Na, einfach, wie die Herrschaften leben sie. Hüte haben sie auf, auf peinliche Sauberkeit schauen sie, an den Fenstern haben sie Vorhänge. Dafür ist auch so ein große Ordnung dort. Und wenn du nur zwei Groschen in der Tasche dein eigen nennst. Halsbinde und Manschetten mußt du haben! Schau, nimm mich zum Beispiel: Gehalt. — Unfinn, aber schau mich an, bitte: Handschuhe, gezeichnete seine Schuhe und Kniehose — alles in Ordnung. Nun fahre ich nach Hause, da bringe ich einen Gramophon mit, Vorhänge für die Fenster und der Frau ein Hütchen. Also ich verwandle mich durch die Kultur. Aber wer in unserem ganzen Städtchen lebt nach Kultur? Allein Kirindin. Da neulich, am Sonntag, bin

ich spazieren gegangen — in Handschuh, die Frau in neuem Kleid, vor den Passanten entschuldige ich mich, mit einem Wort, ich lebe halt wie ein Kulturmensch.“

Kirindin bezahlt die Rechnung, zieht die Handschuhe an und geht fort. Da aber die beiden zusammen zehn Flaschen Bier getrunken hatten, mußte sich also Kirindin bei jedem Schritt entschuldigen.

„Da schau“, sagte er, „wie mich diese Schnauze anstößt, man müßte ihm eins in die Presse verpacken — und ich entschuldige mich noch vor ihm.“

„Und warum läßt du dir das gefallen?“

„Wie? So, ich laß mir alles gefallen. Aber: dafür frag mal, wer im ganzen Dorfe der kulturvollste Mann ist. Kirindin, natürlich. Na, bleib eine Weile stehen.“

Der Freund blieb stehen. Kirindin ging um etwa fünf Schritte voraus und schrie: „Sieht man es von weitem, daß ich nur ein Rechnungsführer bin?“

„Nicht im geringsten. Einfach ein vornehmer Herr.“

„So — so, Bruder, — ein vornehmer Herr.“

Sobald Kirindin in dem Waggon eingestiegen war, ordnete er gleich seine Sachen: das Gramophon, die Vorhänge, die Hutschachtel, und sprach immerfort mit sich selbst. Dann setzte er sich zu einem Herrn in Pelzmantel und Perjantertragen und sagte: „Recht fabre ich nach Hause, alles Mögliche bringe ich mit. Bei uns ist es schon einmal so: kriegt man den Gehalt, vertrinkt man die Hälfte. Und ich habe für den ganzen Monat nur einmal Bier getrunken, aber dafür schauen Sie mich an, wie ich gelleider bin, die Frau zwingt ich auch dazu. Nicht wahr, von außen her sieht man nicht einmal, daß ich nur ein Rechnungsführer bin?“

Der Nachbar schaute ihn an und sagte nichts. Kirindin nahm Bürste und Spiegel aus der Tasche heraus und begann seine feuchten, verschwitzten Haare zu glätten.

„Aber mit der Frau, das ist ein Unglück, eine Märtyrerkraut“, sagte er, indem er Bürste

und Spiegel in der Hand hielt und schaute neugierig auf den Nachbar. „Sie versteht nichts von Kultur. Unseren Bruder an Kultur zu gewöhnen, ist gerade dasselbe, wie einem Schreier einen Sattel aufsetzen.“

Da haben Sie — die eigene Frau. Eine andere an ihrer Stelle würde jeden Tag dem lieben Gott dafür danken, daß sie einen solchen Mann hat, der, man kann sagen, allen voran geht. Bei uns aber gibt es jeden Tag Sireit — fast zum Raufen. Es ist schon gut, daß sie so still ist, dadurch rettet sie sich, sonst würde ich sie verhaufen wie eine trotzige Ziege. Sie ist mir so verhaßt geworden — ich halt's nimmer aus. In der Stadt schaut man sich um, alle Mädchen haben Hütchen auf, die Nägelchen rein. — Na, mit einem Wort Kultur reinsten Ursprungs. Und dieses Schwein — meine Frau meine ich — schürzt ihren schmutzigen Rock, streift die Kermel auf und bei den Töpfen macht sie sich zu schaffen. Und nichts — rein gar nichts versteht sie von Kultur. Unlängst habe ich ihr von Lord geiprochen. Wie eine Erbsen an der Wand — so liebt es. Interessiert sie nicht! . . . Ich kann über alles sprechen. Sie zum Beispiel sprechen kein Wort — einfach wie ein Klotz sitzen Sie da, ich aber spreche die ganze Zeit. Geben Sie mir aber einen wirklichen Menschen und ich werde den ganzen Weg nur so schütten — daß Sie den Mund aufreißen würden. Nun, da komme ich, sagen wir, nach Hause; mit wem soll ich da ein Wort reden, womit das Auge erfreuen? Nein, ich sehe schon ein, ich gehöre nicht zu diesem Lande. Ich erlerne lieber fremde Sprachen — und fahre ab. Ich gehe, wohin die Augen mich führen werden. Schauen Sie, nehmen Sie zum Beispiel unsere Parteileute . . . sie streben schon was an, aber es führt zu nichts. Nicht richtig angefangen und basta.“

Bei der nächsten Station steigt eine Frau ein. Kirindin springt auf, seine Sachen von der Bank wegzunehmen.

„Gnädige, bitte schön, setzen Sie sich nur, gleich wird der Platz frei.“

„Lassen Sie sich nicht stören, ich sitze schon hier“, meinte die Frau und setzte sich auf die andere Bank.

Kirindin nahm wieder seinen Platz ein, lächelt und schüttelte verächtlich mit dem Kopf.

„Na, das ist herrlich“, sagte er, „wenn sie wenigstens jung und hübsch wäre, — aber so eine Mißgeburt. Ein anderer an meiner Stelle würde in eine solche Fraue einfach spuden, — und ich Trottel spring auf: „Gnädige, bitte, und sie, diese „Gnädige“, Gott strafe mich, die so eine Anrede ihr Leben lang nicht gehört hat.“

Zehn Minuten später hielt der Zug. Der Nachbar nahm sein Gepäc und stieg aus. Kirindin setzte sich zu einem anderen hin und sagte: „So ein Schwein, sitzt wie ein Klotz da und schweigt. Den ganzen langen Weg hab nur ich allein geredet, — aber er hat nicht ein einziges Mal den Mund aufgetan.“

Als er zu seiner Station gelangte und den Bahnhof betrat, da begrüßte er alle bekannten Leute, indem er den Hut weitgeschweifig lüftete und sich tief verneigte.

„Schöne Handschuhe tragen Sie“, sagte ein Bekannter.

„Sechs ein halb“, antwortete Kirindin, setzte sein Gepäc auf die Erde, zog einen Handschuh aus und zeigte ihn.

Als er zur Abfahrt hinausging, stand er lange und als wäre er kurzichtig, kniff er die Augen zusammen und betrachtete den Platz mit den wartenden Fiakern. Die Kutscher in langen Mänteln, in der Hand die Peitschen, umringten ihn sofort.

Als Kirindin endlich in seinem Dorf einfuhr, betrachtete er die mit Stroh bedeckten

# Eine Chinesin erzählt

Gütten, die Erdaufwürfe, die Wasserführer, die Frauen und Bauern, denen er begegnete, und empfand dabei für sie eine durch nichts zu erklärende Verachtung nur deswegen, weil sie in Galbsele und ohne Kragen gingen.

Er empfand schließlich Mitleid mit sich selbst, weil er der einzige in diesem Dorfe sei, der so klug ist und ein so kulturbolles Leben führt. Und je mehr Mitleid er mit sich empfand, desto mehr Verachtung hatte er für alle, insbesondere für seine Frau.

Natürlich, es ist schon angenehm, jeht nach Hause zu kommen: Die Frau ist eigentlich ein guter Mensch, lärmst nicht, macht keine Kratze und wenn er nicht so kulturboll wäre — er würde sich herrlich fühlen.

Aber Kirinjin, sobald er nur seine Frau erblickt, empfindet gleich unüberwindliche Verachtung und Haß für sie, nur deswegen, weil sie eine einfache Frau ist und kein Gespräch führen kann. Du sprichst ihr von Amerika und sie — sie weiß nicht einmal, was dieses Amerika ist. Da bring ich ihr jetzt ein Süßchen. Und wenn sie es aufsieht und darin wie eine Vogelscheuche aussieht? Nein, wenn das Süßchen auch nicht hilft, dann schide ich sie einfach zum Teufel. Ausgerechnet ich muß ein solches Weib haben? Ich sollte eine feine, zärtliche, edle Frau haben — so wie ich selbst bin. Und diese da — wie ein Mörser ist sie.

Und als er seinem Hause zuzuhrt und Alulina erblickt, — die den Schweinen das Schmalzwasser zutrug, schrie er sie gleich an: „Ach, du Sau, siehst du denn nicht, daß dein Mann gekommen ist? Halt, — ein Geschenk für dich. Einen Gut. Hoffentlich wirst du wissen, wie er aufzusetzen ist. Ach, du Schnauze! . . . Hast dich an meinen Hals gehängt . . . Guten Tag! Die Kinderchen, wo sind die Kinderchen . . .“

(Aus dem Russischen übertragen von Necha Ksch.)

Die Taipin waren vollends vernichtet und die Mächtigen der Erde bezatzen die Bühne des großen Theaters. Das Jahr meiner Geburt war das des Blutbades von Zien-Tsien.

Ein Mädchen war ich. Mädchen sind weniger wert als Knaben. Dies war das erste Unglück, das mich traf. Vater liebte mich nicht, ich war ja nichts als ein Mädchen.

Fünf Jahre nach meiner Geburt verliebte mich Li, meine Mutter, die mich liebte. Li wurde damals schwer krank. Die ganze Zeit war ich bei ihr. Mit weikem, gekochtem Reis, Suppe, Tunkte wartete ich ihr auf. Als der letzte Seufzer von ihren Lippen floss, griff sie nach meiner Rechten und behielt sie in der ihren. Sie wollte sagen: „Arme Zulone, auch dein Schicksal wird wie das meine.“ Sie starb. Ich verstand es nicht.

Ich glaubte, ich wäre vom Sprechen erschöpft und jezt schlief sie. Aber die anderen weinten. Meistens Großmutter. Auch ich mußte weinen. Ich trat zum Bett, streichelte ihre Hand, welche ich bisher immer sanft berührte, wenn ich sie weeden wollte, damit sie mit mir spreche. Unbeweglich und kalt war sie. Und die eiskalte Hand war furchtbar. Ich weinte.

Aber nach einigen kurzen Sekunden war mein Weinen nicht mehr zu hören. Stille umgab den Tod. Leise sprach ich zu ihr: „Mutter, der Reis ist da. Du kannst schon aufstehen. Du kannst ja erwachen, wenn du nur willst, liebe Mutter!“ Nichts, keine Antwort. Wieder berührte ich ihre Linke. „Berühre sie nicht. Zufone!“ — sagte unsere Bedienerin. Sie wachte bei der Leiche. Ich toukte nicht, lachte sie oder weinte sie. Starr schaute sie mich an. Nach endloser Zeit sprach sie ein Wort: „Deine Mutter ist — tot —“

„Ja . . . tot . . . tot . . . meine Mutter. . .“ Ich lehrte zum Tisch zurück und wiederholte wie eine Maschine: „Tot . . . tot . . .“ Ich dachte nach: „Was ist der Tod?“

Morgen früh wurde sie aufbehoahrt, Männer kamen. Sie waren, als wollten sie die Leiche freisen. Ich rief laut: „Ihr guten Engel, laßt meine Mutter im Bette und sie wird wieder gesund. Habt Erbarmen . . .“ Die Amme umarmte mich. Sie ließen mich nicht allein. Wir nahmen Abschied von der Toten. Ich sehe sie vor mir. Ich war im Trauerkleid. Weiß war mein Kleid. Und der Schnee fiel . . . Dreimal mußte ich rund um den Sarg. Trauermusik begleitete mich auf dem Wege. Der Sarg trennte mich von meiner Mutter.

Nach Ablauf von sieben Wochen, am neunten und vierzigsten Tag wurde Mutter begraben. Die Erde trennte nun mich von der Bahre meiner Mutter. Zu meinem Unglück bin ich in einer bürgerlichen Familie geboren. Meine Füße wurden verdröht. Die Töchter der Bauern haben Füße von natürlicher Form.

Die Tradition schrieb es so vor. Die schreckliche, qualvolle Tradition. Ich weinte Tag und Nacht. Schon sprang ich nicht herum und konnte nicht mehr laufen. Sitzend bewunderte ich das Los der kleinen Jungen, die beneidete die Bauernfrauen und weinte. Bei Tag ging ich, mich auf einen dicken Stod stützend. In der Nacht fand derselbe Stod am Bett meines Vaters und störte mein Stöhnen seinen Schlaf, so konnte dieser Stod auch böse werden. Die Bedienerin untersuchte allmorgentlich meine Füße, auf Befehl ihres Herrn. Die Verbände wollten von meinen Füßen nicht herunter. Sie waren rot und weih.

Endlich entfernte man sie doch. In heißem Wasser wuschten sie meine Füße. Wenn sie bluteten, streuten sie ein Pulver darauf. Es schmerzte unsäglich. Und ich sah, wie die Knaben um mich herum froh lachten.

Mich brüllte mich an: „Genug von dem Geschrei!“ Dann verdröht: „Schönen Mann

## Drei Minuten Detektiv

### Die drei Schmetterlinge

Lord Benton, einer der reichsten Gutsbesitzer von Suffex, war in einem Landhaus tot aufgefunden worden. Der Butler James hatte am Morgen das Arbeitszimmer des Lords geöffnet und seinen Herrn wie schlafend am Schreibtisch gefunden. Schon hatte James sich wieder entfernen wollen, als ihm die Stellung des Schlafenden aufgefallen war. Ein kurzer Anruf hatte ihm die Gewißheit verschafft, daß Lord Benton tot war. Und eine dünne Blutspur, die von einer fast unsichtbaren Wunde an der Stirn herrührte, zeigt, daß Lord Benton ein gewaltsames Ende gefunden hatte. Eine Schutzwaaffe war nicht zu sehen.

So lautete die Darstellung, die der Butler James ganz atemlos am Telephon gab, nachdem er die Kriminalpolizei angerufen hatte. Er wiederholte die Darstellung auch, als die Kommission eingetroffen war und den Tator genau untersuchte. Ihr Leiter war Inspektor Owlhouse, der noch eine Reihe von Fragen an den Butler stellte:

„Wer war diese Nacht von der Dienerschaft oder Familie im Hause?“

„Nur ich“, antwortete der Butler, „Seine Lordschafft hatte das Personal sonst beurlaubt, und Verwandte besah mein Herr nicht.“

„Warum ist Lord Benton wohl diese Nacht aufgeblieben?“

„Das tat er immer vor Monatsende, um seine Rechnungen zu ordnen. Mylord war sehr genau in Geldsachen.“

„Pflögte Lord Benton bei geschlossenen

Fenstern zu arbeiten?“ fragte Inspektor Owlhouse weiter.

„Niemals; wenigstens ein Fenster war immer weit geöffnet; ich habe mir manchmal erlaubt, ihn auf die Gefahr einer Erkältung hinzuweisen.“

„Das Fenster war geschlossen.“

„Haben Sie etwas in diesem Zimmer angerührt, bevor wir kamen?“

„Nichts.“

„Haben Sie auch nicht das Fenster geschlossen?“

„Ja, das ist das einzige, was ich getan habe.“

Eine weitere Untersuchung ergab, daß das Fenster nur von innen geschlossen werden konnte. Weiter stellte der ebenfalls anwesende Arzt fest, daß der Tod vor mindestens sechs Stunden, also etwa um 3 Uhr früh, eingetreten sein mußte.

„Und wann haben Sie das Fenster geschlossen?“

„Nur, bevor ich Sie anrief; es hat heute Nacht heftig geregnet, und ich fürchtete, daß der Regen wiederkommen und vielleicht ins Zimmer eindringen würde.“

Fußspuren vor dem Fenster waren nicht zu sehen; vielleicht waren sie durch den Regen verwischt worden. Plötzlich stunkte Inspektor Owlhouse und nahm drei dickbäuchige Schmetterlinge, die halb tot auf dem Fensterbrett hockten, auf.

„Sie haben also heute nacht dieses Zimmer nicht betreten?“ „Nein.“

„Sie lügen. Ich erkläre Sie für verhaftet.“

Im Kreuzverhör brach der Butler James zusammen und gestand, seinen Herrn wegen einer Lohnstreitigkeit gegen halb drei Uhr morgens mit einem Revolver erschossen zu haben.

Soher toukte Inspektor Owlhouse, daß der Butler log, als er erklärte, das Fenster erit kurz vor dem Eintreffen der Kommission geschlossen zu haben? Er hatte auf dem Fensterbrett, und zwar auf der Innenseite drei dickbäuchige Schmetterlinge gefunden. Die „dicken“ Schmetterlinge sind ausschließlich Nachtfalter; sie werden in großen Mengen in die Wohnungen gelockt, wenn dort nachts bei geöffnetem Fenster Licht brennt. Sowie das Licht gelöscht wird, fliegen sie wieder durch das offene Fenster davon; ob es regnet oder nicht, hat wenig Einfluß auf ihren Flug. Wenn das Fenster bis kurz vor 9 Uhr, als die Kommission eintraf, offen gewesen wäre, hätten die Schmetterlinge leicht den Weg ins Freie finden können. Das Fenster muß also zu einer Zeit geschlossen worden sein, als es noch dunkel war und sie im Zimmer bei der Lampe mehr Licht fanden. Dies war aber vor 8 Uhr morgens, als der Mord geschah, noch bestimmt der Fall. Wenn der Butler zugab, das Fenster geschlossen zu haben, so muß er es vor Tagesanbruch, also zur Mordzeit, getan haben; da er behauptet hat, zur Mordzeit noch geschlafen zu haben und jedenfalls nicht ins Zimmer gekommen zu sein, hätten die Nachtfalter noch mehrere Stunden Zeit zum Entweichen gehabt. Also hat er gelogen, und die Schmetterlinge — es waren drei, bei einem hätte es noch Zufall sein können — haben seit Alibi widerlegt. M. Z.

wirkst du bekommen." Ich wollte nicht, aber ich weinte weiter. Und meine Füße wurden neuerlich eingewickelt. Das Pulver fraß das Fleisch. Je öfter die Verbände gewechselt wurden, um so feister preßten sie die Füße zusammen. Bis zur Abenddämmerung waren die verbrauchten Verbandstoffe zu einem Berg angewachsen. Und siehe: meine Füße waren schön, sie waren wie zwei goldene Lilien.

Drei Jahre. Im Lauf des langen Quälens lagen meine Füße in der Nacht höher als der Kopf. So verstümmte das Stöhnen, der Blutumlauf in den Gliedern. Bei Tag aber fürchtete ich mich vor den Menschen. Ich verbarg in einem Winkel des Gartens meinen Schmerz, oft hinter den Blumen, die die Natur verstümmelt hatte. Ich nahm meine Füße in die Hand. Wie klein sie sind! Vorher waren sie ebenso groß wie ihre Schwestern, meine Hände.

Meine Hände streichelten meine Füße, wie die Schwester den Bruder, der verwundet aus dem Kriege heimkehrt. Ich betrachtete die fallenden Blüten, die Opfer der Natur und ich fürchtete mich, jemand könnte mich hier finden. So erlernte ich das stille Weinen.

So viel Qual und Schmerz verurteilte mich sogar der Tod meiner Mutter nicht. Zwei goldene Lilien, vor ihnen der tote Berg der Verbandsstoffe.

Die Tradition wollte es. Durch Raum und Zeit übt sie ihre fürchterliche Macht aus. Verbandsstoffe — granenvolle Zeichen der Tradition. So im Osten, wie im Westen . . .

E. Sz.

### Für Radiobastler

Als es gelungen war, einen brauchbaren Nebengerät für konstruieren, schien das letzte Stündlein des Batteriegeräts geschlagen zu haben. Höchstens kamen nur noch die Bewohner jener Gegenden, in denen es kein Licht gab, als Käufer für den Batterieempfänger in Betracht. Man muß feststellen, daß das Batteriegerät in den letzten Jahren viel von dem verlorenen Terrain zurückgerobert hat. Teils dank den Nachteilen, die mit dem Nebengerät verbunden sind, teils seiner eigenen technischen Verbesserung. Das Nebengerät hat vor allem den Nachteil, daß es die Nebegeräte nur schwer auszuscheiden vermag und daher nie so reinen Empfang wie das Batteriegerät liefert. Andererseits ist mit der Entwicklung der Batterieröhren eine ganz wesentliche Leistungssteigerung des Batteriegeräts erzielt worden.

Der Hauptnachteil des Batterie-Empfängers besteht darin, daß die zu seiner Speisung erforderliche Batterie sich verhältnismäßig rasch erschöpft und man also häufig die Batterie neu laden lassen muß. Verzicht man das Neuaufladen, so funktioniert nicht nur der Apparat nicht mehr, sondern die Batterie selber geht zum Teufel.

Es handelt sich also für die Konstrukteure von Batteriegeräten darum, diesem Uebelstand abzuhelfen, und das scheint in der Tat gelingen zu sein. Eine amerikanische Radiofabrik hat ein Batterie-Aufladegerät erfunden, das durch den Wind wie eine Windmühle betrieben wird. Das Gerät hat also einen Windflügel, einen Propeller, der es antreibt und so die notwendige Energie des für das Aufladen der Batterie erforderlichen elektrischen Stromes liefert.

Vermittels dieses Aufladegeräts, das nach der Annullierung seiner Patente mehr bedarf, kann man eine 6 Volt-Batterie stets vollgeladen erhalten. Die Sorge um die Wartung des Akku ist auf diese Weise so gut wie beseitigt.

31.

### Er weiß Beschuld...



### Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 296.  
Von N. Maximow.

Schwarz: Kc6, Ld8, Bc7, f5, f6. (5)



Weiß: Kg8, Db4, Sg4, Bb3, b5, c4, c6. (7)  
Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 293: Lf5-c8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbrütz; Richter Karl, Pollitz a. E.; Sturm Heinrich, Brünn; Nitsch Rosa, Trupschitz; Habi Erwin, Chimlak Teo, Hoffeld Otto, Schindler Robert, Freundl Anton, König Rudolf, Lohmüller Hans, Nesteritz; Ulbert Erich, Klutschkau; Dinnebler Emil, Tetschen; Strache Karl, Strache Rudolf, Klötzig Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Eichler Otto, Drakowa; Tesaf Franz, Suchel; Schramm Kurt, Wisterschan; König Anton und Steinwitt Hans, Kwitkau.

### PARTIE Nr. 109.

Gespielt am Bundesfest in Komotau, im internationalen Wettkampf Atus V. Kreis gegen DTJC. 1. Brett.

Weiß: Franz Hyna, Schwarz: Doglionl Ferenc, Hostomitz, Atus, Budapest.  
1. c2-c4 Sg8-f6  
2. Sb1-c3 e7-e6  
3. e2-e4 Sb8-c6  
4. Sg1-e2 . . . . .

### Wissenschaftliche Merkwürdigkeiten

Wenn eine stillende Mutter mehr als fünf Zigaretten täglich raucht, lassen sich in der Milch bereits Nikotinmengen nachweisen, die für den Säugling schädlich und lebensgefährlich sein können.

Mit Erfolg wird in den USA die Sonnenstrahlung zur Verdampfung eines Ammoniakgemischs und damit zur Herstellung von Kunsteis benützt.

Mit Sg1-f3 d7-d5 e. 4x d5 6. d4! würde die Partie in die Zentrumsvariante der Caro-Kann-Eröffnung einlenken. Diese Stellung habe ich ausführlich in meinen Vorträgen, und auch, so weit der Raum zulagte, in meinen Untersuchungen der Partie Hyna-Cmelinsky, behandelt. Ich verweise auf die Analysen in der genannten Partie, weshalb ich mir die näheren Untersuchungen der einzelnen Züge, vom theoretischen Standpunkte aus betrachtet, in dieser Partie ersparen kann.

4. . . . . Lf8-c5?  
Hier steht der Läufer nicht sehr gut. Besser ist in dieser Entwicklung der Läuferzug nach e7. Der nächste Zug des Weißen deklassiert den Textzug als Fehlzug.

5. d2-d4! Lc5-b4  
6. Dd1-c2 d7-d5  
7. c4x d5 e6x d5  
8. e4-e5 Sf6-e4  
9. f2-f3 Se4xc3  
10. b2xc3! Lb4-a5

Daß Schwarz gezwungen wird, so viele unnütze Züge mit seinem Königsläufer zu machen, behindert ihn in seiner weiteren Entwicklung. Die Auswirkungen sind bereits jetzt leicht erkennbar.

11. h2-h4 . . . . .  
Die unentwickelte Königsstellung des Schwarzen gestatten dem Weißen bereits jetzt solche Züge. Weiß ist nicht nur in seiner Entwicklung vorant, auch sonst steht Weiß bereits besser. Den drei Bauern am schwarzen Königsflügel stehen deren vier am weißen Königsflügel gegenüber.

11. . . . . h7-h6  
Schwarz sollte statt diesen Manipulationen lieber versuchen, rasch zur Rochade zu kommen. Oder, wenn schon der h-Bauer gezogen werden soll, dann schon gleich nach h5.

12. h4-h5! Lc8-e6  
13. Lc1-e3 Dd8-d7  
14. Se2-f3 La5-b6  
15. Ke1-g2 0-0

Hier wäre zu erwägen, ob die lange Rochade nicht doch, trotz der Gefahren der offenen b-Linie, vorzuziehen wäre. Weiß hat seinen Angriff auf die kurze Rochade gerichtet.

16. Lf1-d3 f7-f5  
17. Sg3-e2 Tf8-f7  
18. Se2-f4 Ta8-f8  
19. Th1-h3 Sc6-e7  
20. a2-a4 c7-e6  
21. Th2-g3 Lb6-d8

Schwarz hat sich bis jetzt sehr geschickt verteidigt, doch macht er in seinem nächsten Zug einen Fehlzug.

22. Ta1-h1! Sd7-c8?  
Das ist ein Fehler. Schwarz sollte warten, und es dem Weißen überlassen, zu zeigen, was er zu tun gedenkt, obwohl er es, bei seinem Übergewicht, nicht sehr schwer hätte. Nun geht für Schwarz noch eine Qualität verloren.

23. Tg3-g6!! Tf8-e8 Was sonst?  
24. Sf4xg6 Te8xg6  
25. Ld3x f5 Tf7-f5  
26. De2x f5 Te6-e7  
27. Df5x d7 Weiß macht kurzen Prozeß. Nun wird die Partie für Schwarz unhaltbar, da der weiße Angriff unwiderstehlich wird. Nach dem Bauernverlust (Lxh6) kann Schwarz aufgeben.

27. . . . . Tg7xd7  
28. Le3xh6 Kg8-h7  
29. Lh6-d4 Sc5-e7  
30. Tg6-g5 Se7-g8  
31. Tc5-f5 Ld8-a5  
32. g2-g4 Beginn der Schlußaktion.

Die kleinen, unansehnlichen Bauern sind nun eine Macht geworden, wie sie russischen, nach ihrem Siege über ihre Unterdrücker. Der Rest der Partie bedarf keines Kommentars. Gen. Hyna führt das Endspiel in wunderbarer, klarer und präziser Weise durch.

32. . . . . Sg8-h6  
33. Tf5-f4 c6-c5  
34. e1-g5 Sh6-g8  
35. e5-g6+ Kf7-h8  
Nicht etwa Kh7? wegen Turmbauzug und Matt.

36. Td4-d7 Td7-d8  
37. h5-h6 Sg8xh6  
Zugzwang, gXh geht nicht wegen Th7, matt.  
38. e5-e6! Der einfachste Weg zum Gewinn.

38. . . . . Kh8-g8  
39. Th1xh6! g7xh6  
40. e6-e7 aufgegeben.  
Eine schöne und gehaltvolle Partie, vom Genossen Hyna in bestem Stile durchgeführt und gewonnen. Anmerkungen von J. Schöpka.